

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 23 (1933)

Heft: 15

Artikel: Annas Irrwege [Fortsetzung]

Autor: Jacot Des Combes, Sophie

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638622>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sternenposte in Wort und Bild

Nr. 15 - 1933 *

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

* 23. Jahrgang

Frühlingslied. Von Gustav Schüler.

Ueber Nacht, über Nacht kam der Lenz ins Land!
O Glück, nicht zu ergründen!
Nun soll sich heller Freudenbrand
Durch alle Welt entzünden.

Durch alle Täler minnt und treibt
Ihr wonniglich Gekose,
Und all ihr Singen hangen bleibt
In den Knospen von Flieder und Rose.

Die Saat wird grün und die Wiesen blühn,
Und die Weiden treiben Stecken,
Und die Vöglein, jung und frei und kühn,
Machen Harfen aus Büschen und Hecken.

Annas Irrwege. Roman von Sophie Jacot Des Combes.

Ich erschrak über mich selbst. Waren das nicht die Worte, die ich vom Schlosser gehört? Wie waren sie so lebendig in mir geblieben? — Fortgerissen von der Erinnerung an ihn, wie von einer ungeheuren Ahnung der Zukunft getragen, rief ich: „Ich fühle es, wir Frauen sind die Axe der Welt. Halten wir nicht still und bleiben fest, so zerfällt sie!“

Berta machte mit ihren Lippen einen halb gerührten, halb verächtlichen kleinen Rüssel: „Anna, du warst sehr lieb mit mir, aber du redest wahrhaftig wie ein altwäterisches Buch! Wie gerne würde ich dir alles glauben, aber siehst du, mich treibt es hinaus in die Welt. Die Capsuf, das spüre ich, ist der Geist der Neuzeit, und dorthin zieht es mich, dort ist mein Leben! — Ich hoffte, du kämtest auch — leb wohl Anna.“

Sie umarmte mich, und erst bei ihrer Berührung sah ich das, was ich ausgesprochen, vor mir. Ich blickte in einen Abgrund, an dessen Rand eine Ueberzahl von Neugierigen sich drängte, während hoch oben sich die Lawine des Wahns zum Sturze zu lösen begann. — „Leb wohl“, sagte ich, von dem Erschauern tief bedrückt.

Sie ging, und kam schon am nächsten Morgen nicht mehr ins Geschäft. So groß war ihr Drang nach der „Neuen Zeit“.

Als Jahre darüber hingeflossen waren, sah ich Berta einmal durch Zufall auf der Straße wieder. Du, Andreas, warst schon auf der Welt, und ich hatte mancherlei erlebt

inzwischen. Sie führte zwei niedlich gepuzte Kinderchen an der Hand und blieb freudig stehen, als sie mich erkannte. Stolz erzählte sie mir, daß sie den liebreichsten Gatten der Welt besitze, den Hausverwalter ihres Vereins, den einzigen Mann, der in der Capsuf Verwendung gefunden hatte. —

„Und die Propaganda?“ fragt ich mit herzlichem Spott.

„Ah“, gestand Berta, — „einen Mann und zwei Kinder versorgen — du kannst mir glauben, bis erst das Essen gekocht ist, und alles sauber ist, und Strümpfe gestopft sind, und die Wäsche gewaschen und gebügelt — wenn man doch ein bissel auf sich hält —“

„Mir scheint, so geht's immer“, lachte ich, „diejenigen, die wahre und gute Propaganda machen könnten, denen fehlt die Zeit dazu.“

Und doch hatte dieser alltäglichen Berta Abschied mich damals, als sie von mir ging, in neue grausame Einsamkeit gestürzt. Ihr leichtfertiger Entschluß, mein mir selbst überraschend ausgesprochenes Ideal standen so mißtonend gegeneinander, so unvermählbar, so nie zu vereinigen, daß es mir schier den Kopf und das Herz zerbrach. Gibt es einen Menschen, fragt ich mich, der mich begehrte, wie ich sein möchte? oder wollte ich sein, wie er die Frau begehrte, er, der so tief in mein Inneres gedrungen war? Wer, wer konnte mir helfen, mein unendliches Rätsel zu lösen? —

Bald kam Ersatz für Berta in die Nähstube; eine ältere Frau, sie sei Witwe, hieß es. Sie hatte rot umranderte

Augen und nähte so geschwind, daß keines der Mädchen ihr folgen konnte, und ich die schwerste Mühe hatte, nur einigermaßen Schritt mit ihr zu halten. Es erbot mich, daß so schnell immer wieder ein fertiges Stück vor ihr lag, und schließlich begann ich ein Wettrennen mit ihr, wir tobten auf der Maschine, als ginge es um Tod und Leben. Ich spürte wie meine Arbeit schlecht und schlechter wurde, ich schalt mich, gebot mir selber halt und jagte dann doch wieder mit der Frau Kraft um die Wette, wie von einem bösen Geiste getrieben.

Als die Wochenarbeit abgeliefert wurde, sandte mir Herr Wyß ein Wäschestück als ungenügend sauber genährt zurück und ließ mir sagen, er hoffe keine solche Arbeit mehr von mir zu sehen. Die Directrice, die mir diesen beschämenden Bericht überbrachte, hatte verweinte Augen, und Frau Kraft wurde sofort entlassen, da Herr Wyß keine einzige ihrer sämtlichen Nähereien zum Verkauf annehmen wollte. Sobald sie gegangen war, drängten wir uns neugierig um die von ihr verfertigten Wäschestücke, und auch ich sah sie mir genauer an. Auf den ersten Blick konnte man nichts Unrechtes entdecken, aber wenn man näher hinschaute, fehlte gerade das, worauf Herr Wyß so durchaus hielt, all jene Kleinigkeiten, die mit Akkuratesse ausgeführt, einem Wäschestück Solidität verleihen. War an einer Stelle der Faden gerissen, so hatte Frau Kraft neben dem letzten Stich angesetzt, anstatt, wie es sich gehört, über eine Anzahl von schon vorhandenen Stichen die neuen so genau zu legen, daß die doppelt übereinanderliegenden Fäden aussehen wie ein einziger.

Dort, wo sie die Enden des Zwirnes hätte zusammenknüpfen und verstechen sollen, waren sie einfach abgeschnitten worden, und von einem Riegel schien Frau Kraft in ihrem Leben noch nichts gehört zu haben. Kurzum, alles was Zeit nimmt und Mühe macht, hatte sich diese Eintagsfliege von Näherin geschenkt, befriedigt, einen recht tüchtigen Haufen vor sich zu sehen. Nun wußte ich auf einmal, warum ich mich fast zuhanden gearbeitet hatte, ohne ihr folgen zu können, und ingrimmig gestand ich mir, daß an meiner so peinlichen Niederlage vor der ganzen Nähstube, allein mein Unverstand schuld war.

Wie konnte nur diese läderliche Frau mir solchen Sand in die Augen streuen, daß ich mich verlocken ließ, meine mit Mühe und Fleiß erworbene Stellung aufs Spiel zu setzen? Wie der Inbegriff drohenden Niedergangs schwante das verschluderte Leibchen auf dem Heimwege vor mir her. War mir in diesen letzten Tagen doch zumute gewesen, als habe ein reißender Strom mich gepaßt, widerstandslos mich tiefer und tiefer zu Tale führend; wie wenig fehlte noch, und man tat mich auf die Straße wie sie. — Das wohlverdiente Mißfallen meines Chefs brannte mir auf der Seele wie ein Gift, und giftiger Unwill schüttelte mich, während ich an die Verführerin dachte. So kletterte ich recht mißmutig und betrübt meine drei Stiegen hinan und meinte wahrlich der mich verfolgenden Furie zu begegnen, als ich die leibhaftige Frau Kraft vor meiner Türe wartend fand. Sie rieb die entzündeten Lider mit einem mäßig sauberen Taschentuch immer noch röter und bat mich, ob sie mich nur fünf Minuten sprechen dürfe.

Ich zog meinen Schlüssel aus der Tasche und öffnete. Zerfahren wie ihre eben betrachteten Nähre stand sie vor mir. Ein Knopf fehlte an der Jacke, eine Tasche war halb heruntergerissen. Auf ihrem Haupte schwankte ein überladen garnierter Hut, von Regen und Wind verdorben. — Ich zeigte auf einen meiner beiden Stühle, doch Frau Kraft blieb tief seufzend stehen und sprach die merkwürdigen Worte: „Wer's doch auch so gut hätte und allein bleiben könnte wie Sie!“

„Ja, das muß man wohl, wenn man niemand auf der Welt hat!“ entgegnete ich geärgert und schlecht gelaunt.

„Ah, Fräulein Keller, haben Sie Erbarmen mit mir“, schluchzte sie, „er geht von mir fort, wenn er hört, daß ich die Stelle verloren und bald kein Geld mehr habe, und ich kann es nicht aushalten, allein zu bleiben, ich halte es nicht aus!“

Unter Stöhnen und Klagen kam ihre Geschichte zutage: Begüterter Leute Kind war sie in übersattem Wohlleben aufgewachsen. Der Vater, ein gutmütiger Faulpelz, verschleuderte vergnügt ein ererbtes Vermögen, die Mutter, von den Eitelkeiten einer oberflächlichen Zeit mit Beschlag belegt, kümmerte sich nur so viel um das Kind, als seine Toiletten in Betracht kamen; es wuchs im Taumel des äußersten und inneren Verfalls heran und erblickte bald sein einziges Heil in dem, was es seine Umgebung tun sah, nämlich in der Flucht vor sich selbst. — Der Vater trank sich zu Tode, die noch glänzende Mutter vermählte sich neu mit einem vornehmen Herrn, und die Tochter warf sich und den Rest des Vermögens einem ungeliebten Vetter in die Arme, aus reiner Unfähigkeit, allein in der Welt zu stehen. Die Ehe war unglücklich vom ersten Tage. Frau Kraft mußte alle Launen, ja Mißhandlungen eines halt- und gewissenlosen Menschen ertragen, sie ertrug sie aus Furcht vor dem Alleinsein. Als der leichtsinnige Mann ihr Geld aufgebraucht hatte, verließ er sie, und es blieb ihr der einzige heranwachsende Sohn, an den sich nun diese traurige Rankenpflanze mit letzter Hilflosigkeit klammerte. Er entwickelte sich (was sie in ihrer Darlegung mit verschnörkelten Worten und gewundenen Sätzen zu bemanteln suchte) wie der Vater, zum Trinker und Wüstling, der ihr den letzten Rappen mit der Drohung aus der Tasche zog, sie augenblicks zu verlassen, falls sie ihm nichts mehr heimbrächte. Damit preßte das liebe Söhnchen den letzten Blutstropfen aus dieser Frau, damit jagte er seine Mutter hin und her, wie es ihm beliebte. Sie bettelte, sie arbeitete, wer weiß, ob sie nicht für ihn gestohlen hatte!

Und nun flehte sie mich an, ihr Privatstunden zu verschaffen, sie wisse, ich arbeite noch zu Hause, und habe mehr Kunden, als ich befriedigen könne. —

Ich schwankte bei ihrer Erzählung zwischen Abscheu und Mitleid. Meine Empörung gegen mich selber, auf die solch ein Geschöpf hatte Einfluß gewinnen können, steigerte sich und erhöhte eine in Notwehr schroffe Abneigung gegen die Bittende. —

„Privatstunden kann ich einer Näherin, wie Sie sind, nicht verschaffen“, sagte ich unfreundlich, „aber wenn Sie mir versprechen, Ihr Früchtchen von Sohn, der ein schändbares Spiel mit Ihrer Schwäche treibt, noch heute davonzugehen und ihn erst wieder bei sich aufzunehmen, wenn er

sich sein Geld selber verdienen kann, so will ich Ihnen helfen, Sie über Wasser halten und Ihnen zeigen, wie Sie eine anständige Naht machen müssen, damit Sie vielleicht Kunden bekommen können.“ —

Sie betrachtete mich, als habe sie nicht recht gehört. Dann aber schien sie zu verstehen und rief: „Alles was Sie wollen, aber das nicht! Ich meinen Sohn verstoßen, ich allein bleiben? Niemals!“

Ich zuckte die Achseln: „So kann ich Ihnen nicht helfen.“

„Sie schlechtes, Sie böses Mädchen!“ fuhr sie mich bitterböse an. „Strafe der Himmel Sie für Ihre Grausamkeit! Ich will beten, daß alles Sie quält, wie es mich gequält hat, daß es Ihnen so schlecht geht wie mir, ja noch schlechter!“ Damit warf sie die Tür heftig vor mir ins Schloß.

Verwirrt stand ich, noch in Hut und Mantel wie ich gekommen war, und ich besann mich, was dies wohl alles zu bedeuten habe. Ein Mensch hatte mich verflucht; verdiente ich denn wirklich, daß man mir so Schlimmes wünschte? Ja, ich hatte einen Menschen ohne Trost von mir gehen lassen, mitleidlos hatte ich die Frau fortgeschickt, herzlos und überheblich mich als Richterin aufgeworfen über sie. War nicht ihre Not genug der Grausamkeit für die Unglückliche und meine Abwehr nichts weiter als ganz gemeine Feigheit vor mir selber? Es war das Grausen vor einer Möglichkeit in mir, das mich so hart sein ließ.

Ihr Bild verfolgte mich in zweifacher Anklage, und ein reuevolles Verlangen ergriff mich, daß mir ein Mensch begegnen möchte, dem ich Gutes tun könne, der Hilfe bei mir fände, denn im Grunde wollte ich doch gerne gut sein und von Herzen gerne helfen?!

Ach, das Leben brachte zahllose Zweifel, immer tiefere, immer schmerzlichere. —

Im Geschäft gab ich mir große, große Mühe, um die schlimme Scharte auf dem Schild meiner Arbeits ehre wieder auszuweichen, und schon nach wenigen Wochen hatte ich die Genugtuung, daß mir Herr Wyss neues Vertrauen schenkte. Ich bekam eine Brautaussteuer zu nähen; du kannst dir denken, mit welcher Sorgfalt ich meinen Auftrag ausführte, und die Arbeit gelang mir so gut, daß der Chef mich zu sich beschied und mich im Gehalt aufbesserte. Er sei doch wirklich froh, sagte er, als er mich bedankte, — es habe ihm damals das Herz im Leibe herumgedreht, daß er mir, seiner besten Nähern, das Stück zurückzuschicken mußte. —

„Und mir erst“, erwiderte ich blutrot, „noch jetzt träume ich von dem unglückseligen Leibchen!“

Der Buchhalter unterbrach uns mit der Meldung, daß Frau Wyss soeben gekommen sei. Ich verabschiedete mich, während Herr Wyss schon die Tür des Nebenzimmers in der Hand hielt und ich von drüben eine Stimme vernahm, die mir wunderlich ans Herz griff. Wo hatte ich schon einmal diesen weichen Klang gehört? War es nicht in meiner Kindheit gewesen?

Verslossen kam ich im Näzzimmer an, wo die neidischen Fragen meiner Gefährtinnen mir zu schaffen machten. Doch ich hütete mich wohl, ihnen meinen Erfolg zu gestehen, möchten sie sich den Kopf zerbrechen, was der Chef von mir gewollt. Ich begab mich mit neuem Mut an meine Arbeit und träumte der Stimme nach, die ich gehört —

war es nicht Fräulein Bächtholds Stimme? — Heimweh ergriff mich.

*

Auf dem Nachhausewege kam die kleine Else mir nachgeschlichen — verwundert schaute ich mich um. Ich sah in ein Paar tränenschwere Augen. „Fräulein Anna“, stammelte sie, „ich halte es nicht mehr allein aus, es ist zu fürchterlich, ich muß es jemand sagen —“

„Kommen Sie mit mir, Else“, sprach ich und nahm sie bei der Hand.

„Ach, Fräulein Anna“, gestand sie mir, „eigentlich habe ich auch Angst vor Ihnen, aber ich weiß ja nicht mehr wo hin in meiner Not —“

Die Fama der Nährlube hatte recht gehabt, der deutsche Held war Elses Schicksal. Bei mir angelangt, erfuhr ich alles.

Er hatte sie verführt, und verlassen, sobald das arme Mädchen sich Mutter fühlte. Siebzehn Jahre war es, und ich kam mir mit meinen zwanzig fast wie eine alte Frau vor, während die Kleine mir ihr Unglück vorweinte. „Mein Vater schlägt mich tot, wenn er es hört“, rief sie einmal übers andere. Vor zwei Jahren hatte sie die Mutter verloren. —

Da war nun das Geschöpf, dem ich beistehen konnte. Ich nahm es an mein Herz.

Ich tröstete so gut ich es vermochte, ich riet Else, ihrem Vater das Geständnis zu machen — er war Gärtner in einem Herrschaftshause draußen am See — und wenn er sie fortschicke, solle sie zu mir kommen; zwei arme Mädchen wie wir, würden einander nicht im Stich lassen. —

Sie seufzte zum Gotterbarmen und sagte nur immer wieder: „Ach, es macht mir zu Angst.“

In den nächsten Tagen sah ich sie fragend an in der Nährlube, doch sie schüttelte jedesmal traurig den Kopf, sie fand die Kraft zum Geständnis nicht. — Und wie hätte ich sie darum schelten dürfen, als sie am Sonntag zu mir kam? Sie weinte herzerbrechend, und ich dachte: wie müssen wir armen schwachen Menschen uns quälen.

Ich zermarterte mein Hirn, wie man ihr nützlich sein könne, wie man die Last ihr erleichtere. — Umsonst!

Es ist ein Wahnsinn zu denken, daß ein Mensch uns sein tiefstes Geheimnis offenbaren kann, daß er sich uns restlos anvertraut. Ihr Letztes vermögen zwei lebendige Menschen einander nicht zu sagen, denn dieses Letzte birgt die eigene Vernichtung oder die des anderen. Das erfuhr ich an Else.

Ich hatte ihr jeden menschenmöglichen Beistand versprochen, ich suchte alles hervor, um dieser ungewollten und als Schimpf empfundenen Mutterschaft nachträglich einen Sinn und eine Freude zu geben — was ich ihr sagen könnte, mußte wohl ohne Überzeugungskraft sein.

Ich selber wagte mich nicht in die Lage des Mädchens zu denken: von einem Liebhaber, an den sie ihr ganzes Herz gehängt, von dem sie ihre Ehre abhängig glaubte, ja, ohne den sie nicht einmal genug verdiente, um für das Kind zu sorgen, von ihm, auf den sie alles gestellt, verlassen zu sein, würde denn ich das ertragen können?

Ich schämte mich insgeheim, daß ich zu trösten wagte. Die Wahrheit hätte gelautet: wäre ich Du, kleine Else, — auch ich wüßte mir nicht zu helfen. —

Ein schreckliches Ende ward dieser kurzen letzten Mädchenfreundschaft bereitet.

An einem Wochentag abends in der Dämmerung heimgekehrt, überlegte ich, ob ich noch vor die Stadt solle, nach Else sehen, die zwei Tage nicht in die Nähstube gekommen war. Ich hielt die Hand zum Fenster hinaus, um nach Regen zu fühlen. Wolken hingen schwarz und schwer fast bis auf den Rand der Dächer. Da höre ich pochen — ich öffne die Tür, und entgegen wankt mir eine Gestalt unergründlichen Jammers, ein Bild des Todes: Else!

„Mit mir ist's fertig!“ stöhnt sie, und ich kann sie nur eben mit meinen Armen auffangen und auf mein Bett tragen.

„Nicht sterben, nicht sterben!“ fleht sie mich an in jagen-der Angst. Hoffnungsloser Fall! ich habe es deutlich gehört — ach, und warum, warum sterben? der Liebe wegen? sie war häßlich, abscheulich, alles darin Betrug!“

Ihre Lippen sind blau, ihr Gesicht grüngeblbt. Ich öffne ihre Kleider, reibe ihre erstarrenden Hände, erfahre nach und nach den Zusammenhang.

Sie hatte sich an eine jener Frauen gewandt, die ihr versprochen, sie vor der Schande des vaterlosen Kindes zu bewahren. Bei der Operation war wohl eine Unsauberkeit vorgekommen, denn Else fühlte sich bald darauf sterbenselend, lief nochmals zu der Frau, fand sie nicht zu Hause, wartete lange vergeblich, und brach, von Unruhe wieder hinausgetrieben, auf der Straße ohnmächtig zusammen. Man brachte sie zu einem Chirurgen, der in der Nähe wohnte. Er untersuchte sie, gab ihr ein belebendes Mittel und befahl ihr, schnellstens in die nahe Frauenklinik zu gehen. Während die Krankenschwester Else beim Ankleiden half, hatte er im Nebenzimmer laut schimpfend und fluchend ihr Todesurteil verkündigt. —

(Fortsetzung folgt.)

Das Osterei. Skizze von Oswald Strehlen.

Seit seinen frühesten Kindheitstagen war die Sehnsucht des nunmehrigen Bankbeamten Stephan Hörbiger ein verzuckertes Osterei gewesen, das an einer Seite ein Guckloch besaß, durch das man die Gestalten der Passion betrachten konnte. Aber immer war es der guten Mutter just zu den Feiertagen so hart zusammengegangen, daß an eine Extraausgabe gar nicht gedacht werden konnte.

Mit einem roten, hartgesottenen Hühnerei in der Hand hat der Stephan so meist seinen heimlichen Wunsch begraben müssen. Aber trotzdem stand er jedes Jahr wieder auf, so bald die ersten Palmzweige in den Blumenhandlungen und die Zucker- und Schokoladehäschchen in den Auslagen standen.

Nur selten lugte noch hie und da solch ein vielbegehrtes Ei hervor. Ach ja, der Kreiner-Emil hatte ihn einmal nur durchschauen lassen, knapp bevor er es verspeist hatte, aber selbst war er noch nie dazu gekommen, obwohl er nun bereits Realsschüler geworden war.

Immer war das Geld für etwas anderes wichtiger. Dann ist er in die Bank eingetreten und es mußte sich gerade so treffen, daß der erste Gehalt in den Ostermonat fiel. Ganz heimlich hatte er bei sich da den festen Entschluß gefaßt: Jetzt, jetzt, wenn du auch kein Kind mehr bist, aber diesmal wird es bestimmt sein!

„Warte nur, morgen hole ich dich!“ sagte er an einem Karfreitag durch die Glasscheibe, hinter der das vielbegehrte Ei mit dem Guckloch gleichsam für ihn reserviert lag, und kam ganz vergnügt nach Hause.

Aber da eilte ihm schon die Nachricht sehr erregt entgegen: „Ihre Mutter, erschrecken Sie nicht, aber man mußte sie ins Spital bringen, sie ist plötzlich schwer erkrankt!“

Stephan hielt sich tapfer. Er ließ die Mutter ein Sanatorium auftischen und machte Schulden auf den nächsten Gehalt. Langsam ging das tüpfische Leiden in Genesung über, aber das ersehnte Osterei war wieder zu einem Opfer geworden.

So wurde er älter. Allmählich schwand sein Sehnen, nur wenn die Osterglocken läuteten, schienen sie ihm noch zuweilen zuzurufen: weißt du es noch?

Längst lag die Mutter unter der kühlen Erde; sein Haar war ergraut, trotzdem er kaum 40 war. Und in einer weichen Regung erzählte er einmal einem Fräulein seiner Abteilung von dieser törichten Knabensehnsucht, die niemals erfüllt worden war.

Er brauchte sich nicht zu fürchten, veracht zu werden, denn Fräulein Weber hatte daheim viel durchzumachen, sie war keine von den Modernen, keine Glückliche. Sie hörte ihn ruhig an und lächelte dabei ihr verstehendes, verzeihendes und ein wenig resigniertes Lächeln.

„Ich habe mir auch immer eine Puppe gewünscht, mit Schlaflaugen und Stimme!“ erwiderte sie dann verträumt, „und es ist nie dazu gekommen!“

„Vielleicht ist die Sehnsucht schöner als die Wirklichkeit!“ wollte Hörbiger philosophieren, aber schon in der nächsten Minute sprachen sie wieder über die Kurse und letzten Börsenberichte und waren ganz Dienst.

Die Jahre kamen und gingen und eines Karlsamstags lag auf dem Tische des Abteilungsleiters Hörbiger ein großes verzuckertes Osterei mit Guckloch. Ach, das war doch sonderbar! Der etwas verbüffte Beschenkte wußte im ersten Augenblide gar nicht, woher diese Überraschung gekommen war, aber nachdem er rasch den solang herbeigesehnten Durchblick genossen hatte, legte er das Ei schnell und ein wenig beschämkt in eine Lade seines Schreibtisches. Es gab heute wenig zu tun, darum konnte sich Hörbigers Hirn mit dem Gedanken abplagen, wer wohl der Spender gewesen sein möchte, nachdem ihm Fräulein Weber, die allein er gleich im Verdacht gehabt hatte, als abwesend gemeldet worden war. Sonderbar, er hatte doch sonst zu niemand davon gesprochen!

Trotzdem aber freute ihn die Aufmerksamkeit; ordentlich jung kam er sich mit einem Male vor und ein Wunsch stieg in ihm auf — jemand anderen auch eine Freude zu machen!

In Gedanken überslog er noch einmal die Reihen seiner Kollegen und dann bleibt er doch wieder bei der stillen Weber, die so fleißig arbeitet und bisher so wenig Sonne in ihrem Leben hatte. Er wußte es selbst nicht, wie er den Mut aufbrachte, nach der „Auferstehung“ zu Fräulein Weber zu gehen. Hoch oben im vierten Stock wohnte sie mit der Mutter und noch vier kleineren Geschwistern, von denen eines fast immer bettlägerig war. Sie selbst öffnete ihm und da merkte er es gleich, daß nur sie die Spenderin war.

„Mein kleiner Bruder war heute morgens so krank!“ sagte sie.

„Aber Sie haben dem Diener gesagt, daß Sie heute nicht kommen ...“

„Ich war nämlich um den Arzt gegangen und habe dabei gleich einen Sprung hinauf gemacht!“ meinte sie ahnungslos.

Da hatte er nun die Bestätigung. Herzlich sah er nach ihrer schmalen Hand: „Ich danke Ihnen, daß Sie an an mich gedacht haben, ich war kolossal überrascht!“

„Ach, aber nein, Herr Direktor!“ wollte sie zwar noch einwenden, aber die Röte, die in ihre Wangen stieg, war nicht nur hübsch, sondern auch verrätherisch. Sie sprachen nicht mehr viel darüber. Über seit jenem Tage war in zwei Herzen der Frühling gezogen und schon im Sommer